

Ulyrisches Blatt.

ZWITSCHRIFF

f ü r

Vaterland, Kunst, Wissenschaft und geselliges Leben.

Nr. 103.

Freitag den 24. December.

1847.

Jeremias Pech als Buchhalter in Wieselburg.

Beitrag zur Pechvogel-Gallerie von Weil.

(Fortsetzung)

Ein Marktrichter ist das weltliche Oberhaupt Wieselburgs, der als 1. Instanz die streitenden Parteien in beschworenen Hemdärmeln verhört und dabei sein Pfeifchen raucht, was auch in Folge des Zeitgeistes geschieht, vermöge dessen Fortschritt nichts ohne Dampf geschehen kann. Auch eine Musikbände unter Leitung eines wirklich kunstverständigen Capellmeisters, Lorenz benannt, verdient erwähnt zu werden, deren 1. Violinspieler als Briefträger vorzüglich auf der G-Saite viele Geläufigkeit hat und besonders bei schlechtem Wetter die schwierigsten Passagen und Uebergänge überwindet. Das neuester Zeit in's Leben getretene Casino soll allerliebste seyn und man verdankt dessen Errichtung dem geschätzten Früchthändler Dörner, und einem sehr gebildeten Buchhalter, Herrn de Martin. Eine ansehnliche Gesellschaft meist anständiger Gäste befindet sich daselbst an Sonn- und Feiertagen, während Andere im Kaffehause den langen Tag zubringen. — Kein umgekehrte Welt, alles Folge des Zeitgeistes. — Der Kaffehändler, ein pflegmaticher, gemüthlicher Mann, der, außer Knigge's Umgang mit Menschen, die Naturgeschichte ziemlich inne hat, steht trotz des neuen Casino's noch immer gut und ist Besitzer eines einträglichen Gewerbes und extra, außer wahrscheinlich beträchtlichen Ersparnissen, noch einer kleinen Summe, welche ihm ein ehrlicher Kerl einst schuldig blieb und die so gut als in seinen Händen sich stets befinden wird! Einige Gasthäuser, worunter eines die Krone aller übrigen, ein Rathhaus mit einem Arsenal, Tanzsaale und Gemeindegasthaus, ein geräumiger Platz, wo der Roth mehrere Jahre in holder Eintracht beisammen ruht und auf Nachkommenschaft rechnet — und der geehrte Leser hat ein Bild von Wieselburg, so gut es die der Wahrheit nachcopirende Phantasie zu Papier bringen konnte.

Dies der Schauplatz; nun wieder zurück zu unserm Helden Jeremias Pech, den wir mit Bräunl in Hoffnung eines Nachmahles verließen. Wir irren jedoch, wenn

wir unseren Jeremias gesättigt wähnen, denn um nicht durch langweilige Schilderungen die Geduld der geehrten Leser zu ermüden, lassen wir den guten Pech bereits den dritten Tag Buchhalter bei Bräunl seyn und — er ist noch immer nicht satt. Während dieser Zeit lehrte er und die ganze Familie an einer Gans, die alle Nuancen der Kochkunst durchmachen mußte. Am ersten Tage hatte man dem armen Thiere Kopf, Flügel und Füßchen weggehakt, welche in einer Einmachsauce schwimmend erschienen; am zweiten Tage hatte die unglückliche Gans ihre Brust und Leber zum Knoblauchgespickten Hautgout-Gerichte herleihen müssen, und am dritten Tage erschien das mitleidswerthe Schlachtopfer der Oeconomie als Braten und hatte so sichtlich gelitten, daß ein Tranchiren unnöthig wurde. Doch auch der in seinem neuen buchhalterischen Berufe sich unheimlich fühlende Jeremias war seit diesen Gansverzehrungstagen zusehends abgemagert, um so mehr, da von vier in der Schüssel liegenden Stückchen Fleisch er stets nur die Hälfte eines solchen zu erhaschen so glücklich war, und die Brähe durchaus keinen Nahrungstoff zu enthalten schien. Bereits erwähntes Porridelkind, welches unter vielen schönen Eigenschaften auch die Gewohnheit hatte, mit ungewaschenen Händchen in die Schüssel zu greifen und jedes nicht convenirende Stück Braten auf gleiche Art zu retourneren, so wie die anderen Kleinen und das geschätzte Bräunl-Paar hatten die der Abnagung fähigen Beine bereits vergriffen, während Jeremias mit einem Leidensgefährten, einem bereits an der Abzehrung leidenden Magazineurchen die seichte Brähe mit Brotkrumen tunkte. Die Buchhaltung bestand in einer Aufnahme der Rutscher Morgens um 4 Uhr und endete mit Courszettelschreiben um 8 Uhr Abend. Jeremias fühlte sich unglücklich!

Dierzehn Tag' hat er's ertragen, „Herr,“ so sagt er, „Haut und Knochen länger trug er's nicht, Gibst du täglich grausam mir, Leer und kaltig war sein Magen. Hast Mittagmahl mir versprochen, Bleich und mager sein Gesicht! Sieh ich ford're es von dir! —“ Seine Sinne alle grollten, Bräunl schimpfte, Pech begehrte, Und er ging am selben Fleck, Bräunl sagt den Dienst ihm auf, Während die Gedärme rollten, Was der Arme gerne hörte Hin zu Herrn von Bräunl keck! Und entstoh im schnellsten Lauf!

Eine Ode auf den Lippen, ein Epigramm auf der Zunge, einen humoristischen Ruffatz in der Tasche, mit seich-

tem Herzen und noch leichterm Magen verließ Jeremias Pech die Bräunliche Schwelle und ging directe in ein benachbartes Gasthaus speisen! — Ein kälberner Schlegel sollte die Leiden vierzehntägiger Fasten versöhnen, und Jeremias fühlte sich dabei so erhaben gestimmt, daß ihm alles Ueberstandene nur ein Shakespearescher Sommernachtsstraum schien, dessen Schlegel'sche Uebersetzung mit pikanter dramatischer Bräue seiner Gemüthsstimmung sehr zusagte; so hatte er alles vergessen, sogar den wichtigen Umstand, daß seine Brieftasche leer und seine Börse leicht. Doch das Schild des Gasthauses „zum Engel“ beruhigte ihn; ein Wirth, der solcher poetischer Schilderungen fähig, muß ein fühlendes Herz im Busen tragen. So dachte Jeremias und miethete für einige Tage ein Zimmer, zog seine Habseligkeiten und andere wichtige Effecten aus den Taschen seines Mantels, um sie in den geräumigen Kästen der neuen Wohnung unterzubringen, ließ sich die Engelküche wohl schmecken und begann sodann seine Abschiedsvisiten zu machen.

Am Hauptplatze rechts an der Ecke steht ein schönes einstöckiges Haus, ein niedliches Gärtchen begränzt es und drinnen duften herrliche Blüthen, wie schöne Gesinnungen in einem anspruchlosen Herzen; schattige Nebengänge führen zu einem Lusthäuschen, wo manchmal ein freundliches Mädchen mit dem Arbeitskörbchen sitzt und liest, oder die ganze glückliche Familie, beim Kaffeetische versammelt, in liebenden Gesprächen den schönen Abend genießt; da fällt die wackere Hausfrau die Tassen mit würzigem Mokka, während ihr vortrefflicher Gatte den Rauch seiner Havannacigarre in blauen Wölkchen zum Abendhimmel friedlich scherzend emporsendet und sich freuet des Glückes, welches er den Seinigen bereitet! — Seitwärts steht ein schwarzlockiger Jüngling mit angenehmen, aber etwas maliciösen Zügen, der Nefte vom Hause, ein lumen mundi, ein Wieselburger Humorist mit Wiener savoir vivre ausstaffirt; der adlernaßige Satyriker hat medicinische Erziehung genossen, denn er verlegt sich bereits auf Curmachen; ein großer chirurgischer Fruchthändler war sein Lehrmeister im Rechnungsfache, worin er es bis zum Einrichten der Brüche und Ausrichten der Leute gebracht hat; es ist dieser brünette Apollo zugleich ein Sammler von Werken der ausgezeichneten Dichter und schreibt jede ihm gefallende Dichtung eigenhändig in sein Journal, um später die besten prima nota vorzumerken und sodann in sein belletristisches Hauptbuch überzutragen; seine schönste Eigenschaft aber besteht darin, daß er der Bruder einer allerliebsten Schwester ist, welche, naiv zum Entzücken, Beiträge zu Brüderschens Malicen in verfeinerter Herausgabe liefert und recht nett pianirt. (Pardon diesem neuen, von mir erkundenen Worte, welches bereits das ungarische Schützenrecht erhalten.)

Dorthin zog es den Poeten Jeremias und dort fand er eine Aufnahme, wie nur fühlende Herzen sie dem Pech gewähren konnten; dort verführte ihn der perlende Frankenstein gar bald mit seinem Schicksal, und Scherz und Musik im traulichen Kreise verscheuchte die Harpyen der jüngsten Vergangenheit.

(Schluß folgt.)

Bizouard.

Stizze nach dem Französischen.

Von allen Menschen, die ihre Verehrung für Napoleon zur Abgötterei trieben, war unstreitig der Postmeister von Rouvray in Burgund einer der merkwürdigsten. Seine Liebe zum Kaiser, kann man sagen, gränzte an Wahnsinn. Dieser Mann hätte Vermögen, Frau, Kinder, sein Leben selbst für den geringsten Wunsch desjenigen geopfert, den er als den Herrn der Welt betrachtete. Man hat ihn lachen, weinen, seufzen, schauern und sich bekreuzen sehen, wenn er vom Kaiser sprach. Napoleon gefiel es, wenn man ihn mit den Leuten bekannt machte, denen sein Ruhm eine so lebhafteste Leidenschaft einflößte. Auch war er dem Postmeister Bizouard sehr zugethan und gestattete ihm zu jeder Zeit den Zutritt in den Tuilerien. Bizouard versäumte dafür nie, wenn er in Paris war, bei dem Kaiser einzusprechen, und er that dieß mit so wenig Umständen, als wenn er zum General-Postdirector ging, seine Rechnungen abzulegen.

Eines Tages — er war eben vom Wagen gestiegen — kam er in den Reifekleidern an das Thor der Tuilerien und fragte bald diese, bald jene Wache, ob der Kaiser im Schlosse sey, etwa wie wir fragen: „Ist der Herr der und der zu Hause?“ Die Einen lachten ihm in's Gesicht, die Anderen ließen ihn laufen, und das setzte Bizouard in solche Wuth, daß der wachthabende Offizier genöthigt war, ihn in die Wache bringen zu lassen. „Ha, meine Herren,“ sagte er, „Sie wagen es, Bizouard zu arretiren? Sie mißachten den Postmeister von Rouvray? Sie sollen sehen, und das gleich! — Man gebe mir ein Schreibzeug,“ schrie er, „ich will an den Kaiser schreiben, ja an den Kaiser. Das wundert Sie, Herr Offizier? — glaub's wohl; aber warten Sie nur, es wird alsbald Neuigkeiten geben!“ Und Bizouard schrieb Folgendes:

„Sire! Ich sitze hier auf der Pritsche, nicht mehr und nicht weniger, als ein Ruhestörer, ich, der Postmeister von Rouvray, Ihr bester Freund und der treueste Ihrer Unterthanen, was Ihnen übrigens hinlänglich bekannt ist. Ich denke nicht daran, noch länger hier zu schwitzen und würde mich freuen, wenn ich Ew. Majestät recht bald zu sehen bekäme. Spaten Sie sich, Sire, wenn ich bitten darf, und holen Sie mich hier heraus.“

Der Postmeister von Rouvray,
Bizouard.“

Der Kaiser las die sonderbare Epistel nicht ohne zu lächeln und machte das Unrecht, das man an Bizouard's überschwenglicher Treue begangen, wieder gut, indem er ihn durch einen seiner Adjutanten befreien ließ.

Man kann sich denken, wie groß bei solchen Gesinnungen Bizouard's Verzweiflung war, als ihn die Ereignisse von 1814 des Gegenstandes seiner Anbetung beraubten, und wie groß sein Jubel, als am 17. März 1815, auf seiner Rückkehr von Elba, der Kaiser plötzlich vor dem Posthause von Rouvray ankam. Bizouard's Ausbrüche des Erstaunens und der Freude zu malen, als er Napoleon wieder sah,

ist unsere Feder außer Stande. Wie mußte ihm das Herz hüpfen, als der Kaiser zu ihm sagte: „Geschwind, Bizouard, mein alter, treuer Freund, Pferde! man wartet in Paris auf mich.“ Er verlor den Kopf dabei, der würdige Postmeister. Trotz dem hatte er im Nu die Amtstracht angelegt und erschien mit strahlender Stirn und erbigtem Gesicht vor dem Kaiser, der sich rüstete, wieder in den Wagen zu steigen. Eine Idee, man sah es, beschäftigte Bizouard stark; denn gegen seine Gewohnheit war er ernst und suchte nicht. In der That war in seinem perplexen Geiste ein seltsamer und komischer Gedanke aufgefliegen. — Der Augenblick der Abreise war gekommen, die Pferde geberdeten sich ungeduldig und Bizouard's beide Söhne saßen auf ihrem Posten, des Waters letztes Commando erwartend, der immer noch zögert und nachdenklich auf und ab geht. Man will ihn eben darüber fragen, als er plötzlich seine alte Unbefangenheit wieder annimmt und lachend ausruft: „Ma foi, desto schlimmer; wenn er sich ärgert, so ärgern wir uns zwei.“ Und zum Kaiser gewendet, sagte er: „Was man dumm ist, Sire, wenn man geistreich seyn will! Sehen Sie, zehn Minuten lang käme ich's wieder und wieder, wie ich's anstelle, Ihnen eine Bitte vorzutragen und, auf's Wort der Bizouard's, ich hab's noch nicht herausgebracht.“ — „Was wollt Ihr mir denn sagen?“ fragte Napoleon. — „O, Sire,“ antwortete der Postmeister, „es ist zu eigenthümlich.“ — „Thut nichts, ich will es wissen, spricht!“ — „Sie wollen es wissen, Sire? nun denn, hier ist's: Heute wird es das sechste Mal seyn, Sire, daß ich Sie fahre; ich habe Sie nie um etwas gebeten, weil ich kein Intriguant und kein Bittsteller bin und weil ich Sie liebe um Ihrer selbst willen, nicht mehr. Indes heute habe ich Sie um eine große Gunst, um eine ungeheure Gnade zu ersuchen. Sie werden sich über mich lustig machen, vielleicht sich ärgern; aber sie haben's gewollt. Ich wäre der glücklichste der Sterblichen, wenn Sie mir erlauben . . .“ — „Nun?“ — „Sie zu küssen, Sire!“ — „Nichts weiter, mein lieber Bizouard?“ — „Nichts weiter.“ — „Nun denn,“ sagte der Kaiser, „wenn Ihr wollt!“ und öffnete seine Arme. — Bizouard ließ sich das nicht zwei Mal sagen und benutzte reichlich die erhaltene Erlaubniß. Dann schwang er sich auf's Sattelpferd, stolzer als ein Dichter, der eine Lorberkrone erhalten, glücklicher als ein Weizhals, der einen Schatz gefunden, und gab das Zeichen zur Abfahrt. In weniger als einer Stunde hielt des Kaisers Wagen auf der folgenden Station. Gewiß, nie hatten Bizouard's Pferde ihren Herrn so gut verstanden, und nie war Napoleon solche Strecke in so kurzer Zeit gefahren. Der Postmeister aber muß vom Kaiser scheiden und er sagt sein Lebenswohl unter Thränen der Dankbarkeit und Liebe. Doch als er umgekehrt und der Hauch seiner jähen Freude versflogen ist, fühlt er sein Herz beklommen und er kann nicht aus voller Brust in die „Vive l'Empereur“ einstimmen, die aller Seiten aus der Menge hervorbrachen. Er mochte das traurige Ende des Drama's der „hundert Tage“ vorahnen, mit dem des Kaisers Glück und das seine zusammenstürzte.

Etwa vier Monate nach der Schlacht von Waterloo wurde der Postmeister von Mourray, der Theilnahme an einer Bonapartistischen Verschwörung verdächtig, abgesetzt, von Gefängniß zu Gefängniß geschleppt und in Rom vor den Affisen des Puy-de-Dome gerichtet. So viele Schläge zerrütteten seine Gesundheit und sein Vermögen; seine Frau starb, und die Juli-Revolution fand ihn als Bauern auf dem Gute eines Fremden. Man suchte die Ungerechtigkeit der Restauration wieder gut zu machen und gab Bizouard seine Anstellung als Postmeister wieder.

Feuilleton.

Mutterliebe. — Vor etwa zwei Jahren spielte zu Podberina bei Munkacs der dritthalbjährige, sehr lebhaft Knabe des herrschaftlichen Ingenieurs mit den Nachbarkindern in dem Hofe, und stürzte in den wasserreichen, mehrere Klafter tiefen Brunnen. Die Mutter lief auf das Schreien des Kindes in den Hof, und das schreckliche Unglück gewahrend, sprang sie sogleich in den Brunnen, um ihr Kind zu retten. Zum Glück hatte das Kind einen Mantel um sich, der eine kurze Zeit dasselbe emporhielt, bis die Mutter als Schutengel herbeieilte und, mit einiger Lebensgefahr an den hervorragenden Steinen sich stemmend, das Kind aus dem Wasser hob und so lange über sich hielt, bis auf ihr Schreien Hilfe kam und Beide aus dem Brunnen gezogen wurden. Das Kind war unbeschädigt, der kühnen und entschlossenen Mutter aber floß aus Händen und Füßen das Blut, so wie ihr Körper durch das Anschlagen an die Brunnenwände ganz mit Wunden bedeckt wurde. Was vermag mit Gott nicht treue Mutterliebe!

Einem zweizüngigen Menschen — hat es wirklich gegeben, und zwar nicht einen solchen, wie sie in unsern Tagen zu Tausenden herumlaufen, die mit einer Zunge entgegengesetzte Meinungen vertheidigen, sondern wirklich einen Mann, der zwei Zungen von Fleisch besaß. Er hieß Henry Wharton, war Capellan eines Erzbischofes, und wenn die ganze Gemeinde das Lied sang: „O daß ich tausend Zungen hätte u. s. w.“ so brauchte er sich nur 998 zu wünschen. Dieser Mensch mit zwei Zungen von Fleisch starb 1609, im 51. Lebensjahre; die Race scheint sich seitdem zahlreich als geistige und moralische Doppelzüngler fortgepflanzt zu haben.

Der Vesuv — hat plötzlich wieder Leben bekommen. Vom 13. bis 19. November flossen in südwestlicher Richtung ungefähr 10 größere und kleinere Lavaströme in der Richtung von Ortaiano, Boscoreale und Torre Greco herab, von denen man jedoch in Neapel nicht viel wahrnimmt.

Die österreichische südliche Staats-Eisenbahn — dürfte aller Wahrscheinlichkeit nach, sagt der „Spiegel“, nur bis Laibach geführt werden, und die weitere Fortsetzung bis Triest unterbleiben. Terrain-Schwierigkeiten scheinen dabei vorzüglich entscheidend ins Gewicht zu fallen.

Eine neue Christen-Verfolgung — ist in Korea ausgebrochen und neun einheimische Christen, worunter der bekannte Andreas Kimm, der erste hochchinesische katholische Priester, hingerichtet worden. Es sind etwa 20,000 Christen im Lande, ein französischer Bischof und ein europäischer Priester aber in der Hauptstadt Seul verborgen.

Versuche mit Chloroform — im Wiener allgemeinen Krankenhause. Hierüber meldet die „Wiener Zeitschrift“ Folgendes: Die Narkose durch Chloroform ist, den Resultaten der von der medizinischen Schule veranstalteten

Versuchen zu Folge, eine ganz befriedigende. Das Chloroform leistet in gewisser Beziehung mehr als der Schwefeläther. Die Narbe ist eine viel tiefere, als bei Schwefeläther und tritt auch rascher ein. Der Geruch der Dämpfe belästigt nicht so den Kranken und seine Umgebung, wie die oft stundenlang nach der Einathmung des Schwefeläthers der Fall ist. Von einem sehr angenehmen Geruch und andern dem Chloroform zugeschriebenen Erscheinungen haben die bisherigen Versuche noch wenig gelehrt. In unserer chirurgischen Klinik, eine Anstalt, der die Wissenschaft in Oesterreich so viel verdankt, werden unter dem, wegen Erkrankung des Regierungsrathes und Professors v. Watzmann, supplirenden Assistenten der Klinik, Dr. R e h a c z e k die Experimente mit Chloroform systematisch fortgesetzt und die sich dabei ergebenden Erscheinungen genau betrachtet. Die fernern Resultate hoffen wir bald mittheilen zu können.

Papierkorb des Anniusanten.

Neulich belauschten wir (schreibe der „Spiegel“) folgendes Zweiggespräch zweier auf der Wasse sich begegnenden Herren von nicht gar pflüchtigem Aussehen. „Ah, wie geht's, wie geht's, mein lieber B.“ sagte der Eine. — „Nicht gut, lieber A.“ versetzte der Andere. „Meine Frau hat mich endlich heute zum Vater gemacht.“ — „So? Ich gratulire. Was ist's, ein Knabe oder ein Mädchen?“ — „Nathan Sie einmal.“ — „Nun, ein Knabe?“ — „Dnein!“ — „Also ein Mädchen?“ — „D, Sie Spaßiger, das hat Ihnen gewiß schon Jemand gesagt!“ — „Auf Ehre! Niemand. Ich habe es errathen!“

Während der Hitze des letzten Sommers war in einem amerikanischen Dorfe so große Dürre und Wassermangel eingetreten, daß die dortigen Milchverkäuferinnen genöthigt waren, die Milch ohne Beimischung von Wasser in die Stadt zu bringen. (Warum erleben wir hier nie eine solche Hitze? denn durch den Ueberfluß von Wasser sind wir genöthigt, die Milch mit zur Hälfte Wasser geläutert, um's theuere Geld zu kaufen.)

Vor einiger Zeit schrieb ein Kaufmann in Amsterdam an einen Correspondenten in Köln und schloß den Brief wie folgt: „Die Stockfische stehen jetzt sehr niedrig, nicht so verhält es sich mit den Bestellungen, womit ich die Ihre habe, zu verharren u. s. w.“

Ein zärtlicher Gatte sagte zu seiner Frau: „Was kummert mich die ganze Welt, denn du allein bist mir so viel als eine Welt!“ — Das Stubenmädchen hatte dieß in einem Nebenzimmer gehört und als ihr der Weltbesitzer bald darauf dasselbe wiederholte, sagte sie: „Ei, gnädiger Herr! Sie wollen so bald schon Ihre Welt verlassen?“ — „Zey still!“ war die Antwort, „es gibt ja zwei Welten: eine alte und eine neue!“

Correspondenz aus Steyermark. *)

Graz am 19. December 1847.

Die in Graz erscheinende „Stiria“ hat in dem eben zu Ende gehenden Jahre ein Paar Berichte aus Krain gebracht; warum soll das „Illyrische Blatt“ nicht auch ein Mal etwas aus Steyermark seinen Lesern vorführen? Der gegenwärtige Correspondenzbericht ist zwar nur flüchtig, wie ihn eben ein mit der Eisenbahn Reisender bloß ober-

*) Wir erhielten diesen Bericht mit dem Bemerkten, daß der Herr Einsender in der herrlichen Steyermark, wo man das Talent, sey es noch so gering, achtet und ehrt, durch literarische Notabilitäten, wie z. B. die Herren Dr. Puff und Schießler, in seiner weitern Reise nach Wien sehr angenehm aufgehalten wurde. Der Verleger.

flächlich auffassen kann, dürfte aber doch das Interesse, welches gewöhnliche Journal- und Correspondenzen bieten, für sich haben. Wenn man von Laibach auf der Wien-Triester Chaussee nach Steyermark reist, so ist Gili die erste erhebliche, bemerkenswerthe Station. Ja man ist froh, daß man Gili erreicht hat, indem auf dem ganzen Wege das Gasthauswesen auf der letzten Stufe steht, obgleich der Reisende für ungenießbare Speisen und schlechten Wein oft tief in den Sack greifen muß. Ich will für dieß Mal die Sache nicht durch Beispiele erläutern, obgleich ich könnte. — Man ist in Gili. Das rege Leben, die Lebhaftigkeit des Verkehrs, der augenscheinliche Wachsthum der Bevölkerung geben sich überall kund; neue, schöne Häuser sind in jüngster Zeit, Pilzen gleich, emporgewachsen, oder sind eben im Baue begriffen; die Gasthäuser haben sich nicht nur vermehrt, sondern auch im Confort verbessert; so sind z. B. die Gasthäuser „zur goldenen Krone“ und „zum Mohren“ von Außen und von Innen für eine Stadt, wie Gili, recht elegant, namentlich das erstere. Neben dem Bahnhofe ist ein geräumiges, schönes Kaffeehaus und ein Gasthaus, was für Passagiere bequem ist. Der Gastgeber im Bahnhofe selbst ist zwar recht freundlich, sollte aber mit den Kellnern seiner Restauration strenger seyn und sie aus ihrer classischen Nonchalance, die sie gegen reisende Gäste beobachten, aufrütteln, wenn auch auf die Gefahr ihres Schopfes. Die Passagiere erinnern nicht nur die bei ihnen zehrenden Passagiere, von denen sie wissen, daß sie mit dem nächsten Train abreisen, keineswegs, daß es Zeit sey, sich zur Abfahrt bereit zu machen, indem man das Läuten in dem Saal oft überhört, sondern sind noch so unverkämmt, die Passagiere irre zu führen und sie mit der Verückelung zu täuschen, daß es noch Zeit, und das Glockenzeichen noch nicht das rechte sey. So blieben neulich zwei Passagiere durch Fahrlässigkeit solcher Buben zurück und die Unverschämten wollten ihnen später ihre Schuld noch kühn abläugnen. So geht den Reisenden nicht nur Geld, sondern, was ihm oft weit kostbarer ist, die Zeit verloren. Aber auch der Herr Portier im Eisenbahnhofe sollte genauer seine Schuldigkeit thun, seine Stimme nicht schonen und alle Zimmer durchgehen, wo Passagiere sind. Er trug neulich auch die Hälfte der Schuld an dem Zurückbleiben der zwei Reisenden. In Marburg, Graz, Gloggnitz, Neustadt, Baden und Wien ist es ganz anders! da thun die Portiere musterhaft, was ihres Amtes. Die k. k. Staats- Eisenbahn selbst verdient alles Lob. Die Waggons aller Classen lassen in Bezug der Bequemlichkeit nichts zu wünschen übrig, auch waltet die strengste Vorsicht überall. Marburg bietet seit der neuesten Zeit ebenfalls Vieles an neuverstandenen, zum Theil prachtvollen Häusern, so z. B. die zwei großen Preisgebäude rechts an der Straße vom Bahnhof nach der Stadt. Auch ein neuer, sehr elegant eingerichteter Gasthof, gleich beim Eingange in die Stadt, der Burg vis-à-vis hat sich gebildet, welchen ich der Billigkeit und guten Bedienung wegen jedem Reisenden bestens empfehlen kann. Es ist der Gasthof „zum schwarzen Adler“ und hat einen sehr artigen, freundlichen Gastgeber, Herrn Tisso, zum Eigenthümer, den in der „Stiria“ unlängst einige übelwollende oder angeflistete Passagiere verkehrerisch anfielen, als wären sie überhalten worden. Alle, die den Gasthof kennen, strafen diese Nothiz Lügen, und ein Redacteur sollte meines Erachtens Berichte, die einem Gewerbsmanne schaden können, nicht früher aufnehmen, bis er selbst überzeugt ist, daß dieser eine solche Rüge auch wirklich verdient. — Man geht in Marburg damit um, ein neues Theater zu bauen, welches vorläufig auf 50.000 G. M. fl. veranschlagt ist. Das ist sehr löblich; die Einwohner und Begüterten der Umgebung steuern freiwillig dazu bei, und es gibt Theaterfreunde, die eine Summe von 1000, ja auch 2000 fl. G. M. unterzeichneten. Bravo, Marburger! Der wackeren, thätigen k. k. Professor, Herr Dr. Rudolph Puff, wird wohl dabei als der unterrichtete, beste Geschäftsleiter wirken, wie er denn auch als Marburg's Factotum bei allen Arrangements des öffentlichen Vergnügens zu betrachten ist. Gili ist heuer glücklicher als Marburg, denn es hat ein Theaterpersonale; Marburg muß sich mit Dilettanten begnügen, die aber, wie mir der Professor Puff, mein vieljähriger Freund, versicherte, vorzüglich seyn sollen. Dieser Tage wollten sie eben den „Verlobungsring“ darstellen und da war natürlich der Professor als Arrangeur und Regisseur sehr beschäftigt. Ich glaube nicht mit Unrecht, daß Marburg einen großen Theil des geselligen Vergnügens verlore, wenn Dr. Puff wegläme; aber dieß geschieht nicht, er hat sich zu stark eingebürgert. Noch muß ich erwähnen, daß es mich groß wunderte, als ich in Gili den berühmten Schauspieler, Herrn Jeremann, als Gast auf dem Theatersettel angekündigt las. Die Gili'er können froh seyn, das eminente Spiel dieses Künstlers zu bewundern.

(Schluß folgt.)